



Glyzinen

In Mittagsglut und fließendem Licht
Wehn die Glyzinen,
Ein blühender Bach,
Hoch über Mauer, Altan und Dach.
Unter ihnen liege ich dicht;
Ihr duftiges Wehn streift mein

Gesicht.

In den zierlich geflügelten Trauben
Seh ich die taumelnden Bienen,
Kleiner Falter verliebtes Gewimmel.
Selig wühlend den Honig rauben.
Und durch das luftig schwebende Bild
Dunkler quillt

Und mit tieferem Blau der Himmel.

In dem flimmernden flutenden Schein
Lösen sich mir die schweren Glieder.
Schweb ich aufwärts? Sink ich nieder.
In ein fließend Blau hinein?
Die geschlossenen Augen schauen
Noch wie tief durch einen blauen
Dunklen Strom. Im Ohre rauscht sein

Ton.

Lächeln fühl ich noch den Mund,
Und entschlummert sink ich schon
Tief in Schlafes dunkelblauen Grund.

Will Vesper (Florenz)

Abermenschen

„Was halten Sie eigentlich von Herrn P.?“

„Na, wissen Sie, er ist jedenfalls ein ganz tüchtiger Kerl, der weiß, was er will. Er setzt auch seinen Willen bestimmt durch, aber ich glaube, daß, wenn es sein Egoismus von ihm fordern würde, er den Weg über Leichen ginge.“

*

„Wie denken Sie denn über Fräulein T.?“

„Das ist ein ganz liebes Mädchen, sie ist ernst, gebildet, sie kennt das Leben, hat auch ideale Interessen, man kann sich wirklich gut mit ihr unterhalten, aber sie ist ziemlich nervös, und manchmal etwas zu impulsiv, ihr fehlt die bestimmte Richtung, heute schwärmt sie hierfür, morgen dafür.“

*

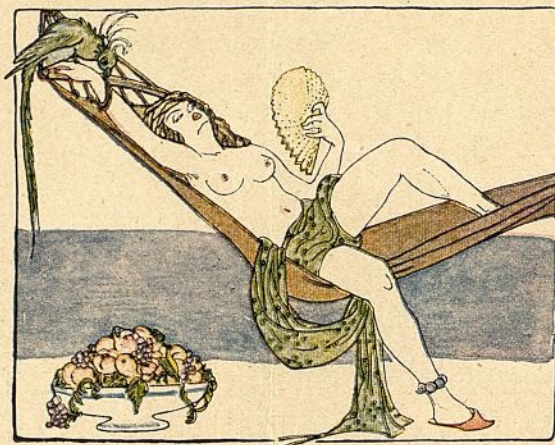
„Und wie steht's mit Herrn K.?“

„K. ist ein netter Kerl; er spricht wirklich, wie er denkt, er ist fleißig und nimmt das Leben ernst, er geht den modernen, zweifelhaften Vergnügungen aus dem Wege. Er strebt nach höherem, wahren Glück, aber ihm fehlt die feine Bildung, man merkt, daß seine Erziehung nicht in feinen, zarten Händen lag, er hat so etwas Spießbürgerliches an sich.“

*

Gibt's denn überhaupt Menschen ohne „aber“?

Jos. Savelsbergh



EXOTEN

Cäc. Schmidt-Goy

Die Tänzerin

Von Agnes Harder

Sie war eine spanische Tänzerin, die in einem Variété in Rom auftrat. Große Plakate zeigten ihr Bild, wie sie fast unbekleidet sich in ägyptische geometrische Formen zerbrach. Ich saß auf der Terrasse von St. Prisca, als sie eintrat. Es ist noch das alte Haus auf dem Aventin, in dem sich die Fremden von jeher so gern eine italienische Frittata backen ließen.

Aber die Neuzeit hat ihm eine Terrasse vorgebaut, auf der sie nun ihren Tee nehmen und hinüberschauen nach dem Aventin, und hinaus in die Campagna, zu den weißen Marmorheiligen, die am Horizont den Lateran andeuten, zur Cecilia Metella und zu den Albaner Bergen.

Die Aprikosen blühten noch. Große Zweige von ihnen standen auf der breiten Glasveranda, denn draußen im Freien war es kühl. Sie kam mit ihrem Impresario, einem gewöhnlich aussehendem Manne, und irgend einem Römer aus den goldenen Kreisen, der wohl ihrem Reiz verfallen war.

Alle Fremden hatten hinübergesehen nach Rom, nach dem sie sich gefehnt hatten, sie wußten nicht wie lange; und alle wandten jetzt den Kopf ihr zu. Ihre Kleider umschlossen sie so eng, daß sich ihre langen Beine abzeichneten, die ein jeder von den Plakaten her kannte. Ihr großer Muff mit dem langen Spitzengeriesel war dicht an ihre flache Brust gepreßt. Schwerer Schmuck zog ihre Arme fast hernieder.

Sie blieb einen Augenblick vor den Aprikosen stehen und wagte es, ihr kaltes, geschminktes Gesicht in seiner Plakettenähnlichkeit an die Frühlingsblumen zu drücken. Jeder sah die kühn gezeichnete Linie ihrer Augenbrauen und ihren sinnlichen Mund, den das aufgelegte Rot künstlich verbreiterte. Ihre stumpfen Augen, die schön und unbewußt waren wie die eines Tieres, blickten geradeaus.

Sie blieb einen Atemlang so stehen, und alle, die täglich zu stillen Göttern gingen und erhabene Schönheit anbeteten, schienen in diesem Augenblick sie anzubeten. Ihre schwarzen Haare schienen nur da zu sein, um den kleinen Hut zu halten, der eine Sensation war, stärker als die abnehmbaren Perücken auf den Köpfen der marmornen römischen Kaiserinnen.

Als sie sich setzte, sah ich ihre Hände. Große schöne Hände mit gepflegten Nägeln und guten Bewegungen, Hände, die Stil hatten, aber Hände ohne Seele. Kalte Hände, die nichts von Sehnsucht wußten, nichts von zarten Liebkosungen.

Sie bestellte sich ein Stück weißes trockenes Brot und schlug sich selbst ein rohes Ei. Jede ihrer Bewegungen zeugte von der ungeheuren Disziplin eines Körpers, an dem alles zielbewußte Kraft geworden ist. So lange sie in ihrer animalischen Schönheit auf der Terrasse blieb, hatten, die da saßen, Rom vergessen, und den Palatin, und den Kirchhof zu ihren Füßen. Und kein Auge suchte mehr die Cecilia Metella und St. Balbina, denn plötzlich war das vor sie getreten, was bei allen Völkern und zu allen Zeiten ein Idol war, eine Macht und zugleich ein Grauen, und was doch für keinen Ort der Welt passender war als für Rom, wo die robuste Schönheit der Gladiatoren ein Volk rasen gemacht hatte.

Die kleine Tragödie

Von Josefa Mieg

Für ernste Naturbetrachter kam der kleine See nicht in Frage, sie gingen an ihm vorbei zur Tagesordnung — den Höhen — über. Nahmen ihn hin, wie den Schmetterling, der die sommerliche Stimmung idyllischer machte, die Blume am Weg, die einen guten Farbfleck gab, oder wie den Vogelruf, der die Stille des Waldes vertiefte. Für die vielen Genügsamen aber, denen die Natur nur Staffage für sich selbst bedeutete, war er unentbehrlich: ein Präsentierbrett, das ihre kleinen Talente und körperlichen Begabungen gefällig darbot.

An seinen Längsseiten zogen sich Linden hin, die eben in Blüte standen. An den Schmalseiten lagen Wiesen, bunt gesprenkelt von Glockenblumen, Arnika und Margariten, überschleiert vom Labkraut und durchschnitten von den rost-roten Rlingen des Sauerampfers. Sie leiteten zu den Bergen hinüber, an denen Kiefern emporstiegen, die sie umdrängten, um plötzlich, wie niedergleitendes Gewand, den nackten Leib der Höhe frei zu geben.

Auf dem Wiesenland erhob sich das Hotel. Nein, es erhob sich nicht, es war hingestellt, stand da, wie die winzigen Nachbildungen aus Holz und Papier auf den Vertikos kleiner Schneerinnen.

Die Zimmerpreise richteten sich nach der Aussicht: der Blick auf Schneegipfel war kostbarer als der auf die bürgerliche Talseite, die bildhafte Einsamkeit mit ihren sanft getönten Farben stand höher im Wert als die Kleinmalerei des täglichen Lebens. Häuschen, die sich um die Kirche drängten, deren weißer Turm hochgereckt war wie der Zeigefinger eines braven Schulkindes, kleine Gärten, bunt von altmodischen Blumen, Glaskugeln und Wädsche schachtelten sich ineinander wie ein Geduldspiel, und alles sah aus, als würde es abends in das Spielfach gestellt.

Das Hotelpersonal war der Aussicht entsprechend: gefrorene Kellner, voll eifriger Unnahbarkeit, die nur am Abreisetag der Gäste ein wenig aufstauten, ländliche Hausknechte, wohlwollend und gelassen, elegante Kellnerinnen und einfache Zimmermädchen.

Die Gäste in Volkstracht zeigten Gesichter, von denen man ablas: „Ich bin so gut wie echt, aber ich pflege meine Nägel. Ich habe Riebsche gelesen und lebe mit Goethe. Ich interessiere mich sogar für Swedenborg. Tatsache! Außerdem habe ich beinahe einmal im Tennis-Turnier gesiegt, es war nur Schikane, daß . . . Du siehst in mir



Blumenfelder

Fritz Gärtner (Schloß Mallinckrodt)

Ayuntamiento de Madrid



Im Schwarzwald

Heinrich Kley (München)

den Extrakt von Natur-Kultur. Ich bin Philosoph und kann jodeln. Also!"

Dieses „also!" war eine Aufforderung zum Respekt, der aber nur wenig nachgekommen wurde, rein aus Mangel an Material, es fehlte eben an Publikum, jeder war selbst Akteur.

Natürlich gab es unter den Gästen auch ganz ernsthafte und einfache Leute; der kleine See verband alle miteinander.

Früh morgens schon belebten sich die Badekabinen, deren Geruch von warmem Holz und Feuchtigkeit gegen den der Lindenbäume anzukämpfen versuchte. Die rot-blau und weiß-blau gestreiften Trikots verschwanden von den Trockenstangen und kehrten als Zebraleiber zurück, ausgefüllt von schlanken und kräftigen Körpern. Nur die Jugend badete im See, den Älteren war der Raum zu klein, sie waren der Kritik zu sehr ausgesetzt.

Die Jugend aber warf sich in das grüne Viereck, zerbrach den Spiegel, der die Erhabenheit der Berge und den Ernst der Wälder spiegelte, mit kühnen Kopfsprüngen, daß es hell auf spritzte. Kleine Boote wurde losgekettet, bunt befrachtet und in den Tumult hineingetrieben.

Alles war hell und klar, hart wie Stahl oder Kristall, trotz des nachgiebigen Elementes. Sorglose, lebensfrische Brutalität be-

herrschte diesen See der Jugend. Die Kultur war noch nicht erwacht um diese Zeit, sie hing noch im Kleiderdrank, lag im Schubfach.

Da war ein junges Mädchen in einem orangefarbenen Schwimmanzug, „Goldfisch" nannten sie die einen, „Karotte" die andern. Und so schieden sich gleich Wohlwollen und Mißgunst in der Bezeichnung. Sie kümmerte sich um nichts: sie lebte. Stava hieß sie. Hell-bräunlich war ihr Körper und ihr Haar ein wenig dunkler. Einer nannte sie

Forte dei Marmi

Zwei Strandstimmungen

Von Helene Raff

I.

Blau! Flimmernd Blau! — Von Meer und Himmel ruht
Umflossen mittagsmüd die Marmorküste;
Und Alles liegt am Strand und lauchtet der Flut.

Der alte Wahn, daß man sich plagen müßte,
Um würdig Mensch zu heißen, ist verstummt.
Wer trüge wohl nach Taten hier Gelüste?!

Mein Nachbar dort, dem auf der Stirne summt
Die Fliege, ist zu träg, sie totzuschlagen. —
„Man wird so faul hier“ — seufzt er — „man verdummt.“ —

Nein, man wird weise! All das Haften, Jagen
Der Welt da draußen, es zerrinnt in Schaum:
Schaum, den die Wellen sacht von dannen tragen.

Gab es ein „Gestern“ einst? Man weiß es kaum,
Und Niemand fragt mehr, ob ein Morgen dräue? —
Das Denken macht Beschwer. — Es ward ein Traum.

Aufblinzelnd schläfrig in die reine Bläue
Des Lichtmeers, das sich endlos rings ergießt,
Vergift man Irrtum, Leid — und Schuld und Reue — —

Verfink' ins All! und fühl: daß alles fließt!

II.

Wenn Kleider Leute machen, dann fürwahr
Gibt's wenig Leute hier. Man hat die Fülle
Am Badkostüm und am Sandalenpaar.

Der Bademantel höchstens dient als Hülle,
Sonst bräunt die Glieder man im Sonnenbrand
Und braucht nicht Frack, braucht Seide nicht noch Tülle.

Halbnackte Kinder tummeln sich im Sand;
Weit hallt ihr Jauchzen, Lachen, Sichbekriegen.
Doch auch die Großen spielen gern am Strand.

Da sieht man Drachen steigen, Bälle fliegen,
Beinah an Rom gemahnt's und an Athen,
Wenn sich im Wurfspiel schlanke Leiber wiegen.

So Maid als Frau läßt offne Haare wehn,
Gleichgültig, ob sie Jemand's Schlummer morde.
Als Meergreis läßt ein mürdger Herr sich sehn.

„Oh shame!“ rief gestern von des Nachens Borde
Die neue Miß und lugte durch die Hand
Mißfällig seitwärts nach solch dreister Horde.

Doch heut als Nixchen traf ich sie am Strand,
Um leichtgeschürzt mit Andern sich zu freuen,
Und sah den Stolz, der ihr im Antlitz stand,

Weil sie nicht nötig hat, das Licht zu scheuen.

„Symphonie in Bronze“. Sie lachte mit allen, sie
schwagte mit allen, sie war mit allen brutal-
lebenslustig und sentimental-weltschmerzlich, je
nach der Stunde. Sie tat alles „mit“. —

Gegen halb elf kamen die Badenden zum
zweiten Frühstück auf die Seeterrasse. Die war
fast so groß wie der See selbst und sozusagen
seine Filiale. Auf der Terrasse war Alois be-
schäftigt, der Pikkolo.

Alois hatte von seiner „Godd“ eine silberne
Uhr bekommen, die er gern zog, aber es war
niemand da, der Alois nach der Zeit gefragt hätte.

Höchstens, daß es einmal die Kellnerin Babett
tat, wenn Henri, der Speisenträger, nicht zur
Stelle war.

„Loisl, wie spät haben wir?“ fragte sie dann,
und Loisl antwortete: „Sofort! Ich hab elf
Komma 50.“ Er sagte nie anders und betonte
das Ich.

Die Kellnerin Babett hatte daheim auch einen
„Pikkolo“, aber der war erst drei Jahre alt.
Sein Vater war Getränkellner am Gardasee.

Heute war es schon zwölf Komma 50, wie
Loisl ungefragt feststellte. Die Sonne spiegelte
sich in seinem silbernen Uhrdeckel und er bedauerte,
daß es niemand außer ihm bemerken wollte. Die
meisten Hotelgäste hatten sich schon zurückgezogen,
um sich für das Diner umzukleiden.

Stava saß mit einer kleinen Gruppe an der
Terrassenbrüstung und beobachtete von dort aus
einen Herrn, der Karpfen angelte. Alle hofften
seit Tagen, daß ihm einmal etwas Unangenehmes
passieren möge, da er sich ihnen gegenüber, ihrer
Meinung nach, nicht „fair“ benahm, indem er
sie überhaupt nicht zu bemerken schien. Aber
leider passierte ihm nichts Unangenehmes. Er
fing seine drei bis vier Karpfen mäßiger Größe
und war zufrieden. Die „Gruppe“ malte sich aus,

daß er auf leichtes Erdreich treten, sich die ele-
gantesten Stiefel beschmutzen und den tadellosen An-
zug durch Spritzwasser verderben könne, denn er
war bereits für das Diner angekleidet.

Er war überhaupt stets angekleidet, im Gegen-
satz zu der „Gruppe“, die auch zum Speisen ihre
Gebirgstracht nicht ablegte. Nur Stava trug
immer ein tadelloses weißes Jackenkleid. Ihr nahm
man es nicht übel, es gehörte einmal zu ihr und
hielt sie nicht davon zurück, gleichfalls dem Angler
Pech zu wünschen.

Man hatte schon früher allerlei versucht, um
ihn zu stören, indem man plötzlich an seiner Angel-
stelle vorbeigeschwommen und gerudert war, aber
nachdem er ruhig sein Angelgerät zusammenge-
packt und mit einem gleichgültigen Blick über sie
hinweg den Platz geräumt hatte, unterließ man

es und hoffte nur noch auf die Strafe des Him-
mels. Bekam man bei Tisch seine Karpfen zu
essen, — denn er mußte sie in der Küche abliefern
— so rümpfte man wohl die Nase und bemerkte,
der Fisch schmecke nach „Lackschuh“ oder „Glacé-
handschuh“. Aber auch über diese wenig geschmack-
vollen Scherze hörte der Angler gleichgültig hin-
weg. Er war in seiner Art wie Stava, er tat
vollkommen das, was ihm paßte, indem er —
im Gegenteil zu ihr — alles das unterließ, was
die andern taten. So waren der Angler und
Stava zwei Pole; einer der anzog, und einer
der abstieß. Und das war gut für die Gesell-
schaft derer, die im Bergkostüm um den See
herum ihr Wesen trieb und die fernen Berge
fern sein ließen.

Der Angler zog jetzt einen Karpfen hoch, ein
„sehr mäßiges Exemplar“, wie die „Gruppe“ mit
Geringschätzung bemerkte. Dann räumte er sein
Angelgerät zusammen und ging mit dem Netz
nach der Küche hinüber.

„Hat wohl Liebschaft mit der Köchin?“ warf
ein „Bua“ lässig hin.

Alles lachte.

„Die Köchin ist hier aber 'n Koch“, bemerkte
ein anderer, und darüber lachte man noch mehr.

„Wenn er mir wenigstens mal eine von den
Seerosen da angeln würde“, meinte Stava. Die
hätt' ich zu gern! Die da z. B. ein . . . zwei . . .
drei . . . vier . . . fünf . . . die sechste, mit den fast
roten Blättern!“

„Dafür wird er Sie nicht genügend lieben.“

„Stück für Stück zwanzig Mark!“

„Sie müßten ihn mindestens besser behandeln“,
äußerte die „Gruppe“. — Mit den Seerosen
hatte es seine Bewandnis. Sie waren nur in
geringer Anzahl vorhanden und befanden sich wie
kleine wohlbehütete Kinder in einer Box, einem



Ant. Schönmann



Zum Bade

Leo Putz (München)

Pferd von Brettern, und ein Schild besagte: „Das Abpflücken oder Beschädigen der Wasserrosen ist bei Strafe verboten.“

Ein Wagemutiger wollte einmal die Höhe der Strafe ermesen und mußte zwanzig Mark bezahlen. Seitdem mied man sie.

Die „Gruppe“ erhob sich langsam, zögerte, schlenderte, bog sich noch einmal über die Brüstung, gondelte noch einmal von einer Ecke der Terrasse zur andern und verschwand dann nach dem Speisesaal. Niemand hatte Alois beachtet, der dem Gespräch zugehört hatte. Es war sonderbar, daß

die „Gruppe“ ihn nie bemerkte, trotzdem er sich so häufig in ihrer Nähe aufhielt.

Ja, der Bikkolo Alois wischte sehr nachdrücklich die Krümchen vom Tisch der „Gruppe“, er stellte die Stühle in ihrer nächsten Umgebung stets sehr sorgfältig auf, hob Zigarettenreste und Papier-



Sonntagsrausch

„... à — à — Ber—lin ...!!“ — „Morgen, Jacques, — heute könnten wir die geradeste Linie verfehlen!“

Ayuntamiento de Madrid

schneit mit scharfem Ordnungssinn vom Boden und sprang dienstfertig herbei, wenn irgend etwas hinfiel oder nur im Begriffe war, hinzufallen.

Wer lohnte es ihm? Niemand.

Aber er liebte Stava.

Er liebte Stava mit der Liebe der Unausgereiften, mit der demütigen Hingabe der Unschuldigen, mit der schmerzlichen Erkenntnis der Bescheidenen.

Und er nannte sie die „goldene Dame“.

Stava wußte nicht, daß es einen Pikkolo Mois gab. Sie bemerkte wohl, daß ihr zuweilen jemand in das Jackett half, daß eine Hand ihr die Zeitung reichte, kaum, daß sie es gewünscht. Sie bemerkte wohl, daß sie „gut bedient“ wurde, daß aber hinter diesem „gut Bedienen“ ein Mensch stand, das wußte sie nicht, oder überfah es, nahm es hin wie Luft und Sonne. — — —

Es war Abend, und die Linden dufteten inbrünstig.

Der See lag da wie ein abgetanzter Saal. Der Angler legte Lockspeise aus: Erbsen und geknetetes Weißbrot. Ein paar Leute standen um ihn herum und gaben weise Lehren.

Unter den Linden gingen Paare. Auch die „Gruppe“ hatte sich geteilt. Stava ging zu dritt. Sie ging nie mit einem allein, immer war einer zum „Bewachen“ dabei. Keiner gönnte sie dem andern. Ihre Augen leuchteten unter einer tief in die Stirn gezogenen gelben Kappe hervor, ihr weißes Wollkostüm umschloß sie eng.

„Hoffen seid ihr alle!“ rief sie.

Ihre Begleiter lachten.

„Etwa nicht? Männer vielleicht?“

„Ehrenwort!“ versicherte der eine.

Der andere wies auf den Angler, der jetzt einsam da stand: „Ist der vielleicht ein Mann?“

„Vielleicht“, sagte Stava und sah mit zusammengezogenen Augen scharf hinüber.

„Der posiert bloß.“

„Warum posiert? Er angelt.“

„Ich habe es ja längst gemerkt, Stava, daß Sie ihn lieben.“

„Blödsinn!“

„Warum wollen Sie es leugnen?“ —

Es läutete zum Abendbrot. Wie die Statisten in einem volkreichen Bühnenstück auf ihr Stichwort aus den Kulissen stürzen, so drängte es plötzlich aus dem Wald, den Wiesen, vom See her. Hier, wo die Ländlichkeit gewahrt bleiben sollte, ging man ohne Uebergang von der Natur zu Tisch. Auch dort ging es theatermäßig zu: vorn an den kleinen Tischen die Hauptdarsteller. Sie speisten, flirten, machten Konversation. Hinter den Kulissen, in Küche und Korridor ergab sich das wirre Durcheinander, das sich zum „Bereithalten“ klärte, bis dann auf ein gegebenes Zeichen die Bedienenden hineineilten. Die kleinen Tische von zwei bis acht Gedecken trugen jeden Tag andere Blumen. Heute waren es Dahlien von einem sanften Violett, die ihre gezackten Häupter, schon leicht ermüdet, über den Rand der Kristallschalen herabhängen ließen und dem Ganzen ein mild-aristokratisches Aussehen gaben. Jede Blume gab dem Raum sein Gepräge: Die Ranunkel illuminierte ihn mit dem lustigen Feuerwerk ihrer runden roten Köpfe, daß er festlich-fröhlich ausfah, während die steilen blauen Rispen des Rittersporn einen Hauch aus altmodischen Gärten hereintrugen, und eine mattgelbe Blume, die niemand zu bestimmen wußte, ihn elegisch stimmte. — Alles war im Betrieb. Auch Mois, der Pikkolo, erfüllte die kleinen Ueberflüssigkeiten, die sich sein „Pflichtenkreis“ nannten. Er war nur ein winziges Requisite, das zum Betrieb wenig beitrug, eine Zugabe, aus Gründen der Dekoration. Er aber nahm die spielerischen Pflichten ernst. Jetzt, wo er nichts mehr zu tun hatte, ging er hinaus an den See, der ganz vereinsamt war. Er sah sich scheu um, denn er hatte etwas vor. Er wollte etwas „begehen“.

Ein grünliches Licht war am Himmel, in das die Berge rosig-weiß, aber schon leicht verbläßt, hineinschnitten. Dunkel lag der See, geheimnis-

voll, ein zugeschlagenes Buch. Die Linden strömten ihren Duft in den Abend. Rosig-weiß und etwas verbläßt, wie die Berggipfel, lagen die Wasserrosen auf dem dunkeln Grund.

Mois überlegte: sollte er ein Boot nehmen oder würde es mit der langen Stange gehen? Er entschied sich für das Boot, denn die Rosen mußten mit der Hand abgerissen werden, die Stange würde nicht genügen. Er löste ein Boot und ruderte nach den Wasserrosen hinüber. Er zählte: eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . . fünf . . . da, die sechste sollte es sein. Die mit den „fast roten Blättern“ hatte die „goldene Dame“ gesagt. Er griff nach ihr, aber der glatte Stiel glitt ihm aus der Hand. Er faßte fester zu . . . — Das leichte Boot neigte sich, schlug um . . . Ohne einen Laut war Mois, der Pikkolo versunken. Aber plötzlich wurde er gepackt, gehoben und in ein anderes Boot gesetzt, das unter herabhängendem Gezweig gelegen hatte.

Dem Angler war bei Tisch eingefallen, daß er sein Zigarettenetui bei dem Angelgerät gelassen habe, so war er nochmals hinausgegangen und hatte diesen Fang getan. Er setzte Mois ans Ufer ohne viel zu fragen und gab ihm auch noch die Wasserrose, die auf dem Boden des Bootes lag. Dann bemühte er sich das andere Boot zu bergen. Mois stand triefend da mit seiner Blume in der Hand.

„Gehen Sie ins Haus, Kleiner, und ziehen Sie sich um,“ sagte der Angler. Mois, der Pikkolo, fing an zu weinen, er tat es nicht öffentlich, sondern ließ abgewendet seine Tränen sich mit dem See- wasser mischen, das ihm am Gesicht herabließ. Dann suchte er sein Taschentuch, aber es war nah. Lächelnd griff der Angler in die Tasche: „Nehmen Sie solange meins.“

Mois trocknete Gesicht und Hände, dann reichte er dem Angler die Rechte: „Ich danke auch schön,“ sagte er, „vielmals“ fügte er hinzu und verbeugte sich tief.

„Ist schon gut,“ beruhigte ihn der Angler, denn der Kleine flog vor Aufregung an allen Gliedern.

„Weil nämlich die ‚goldene Dame‘, das Fräulein Stava mein ich . . . nämlich, sie wollte sie gern haben . . . grad diese, mit den fast roten Blättern . . .“ stammelte Mois. Und in plötzlicher Erkenntnis seiner Tat: „Es kostet zwanzig Mark Strafe!“ —

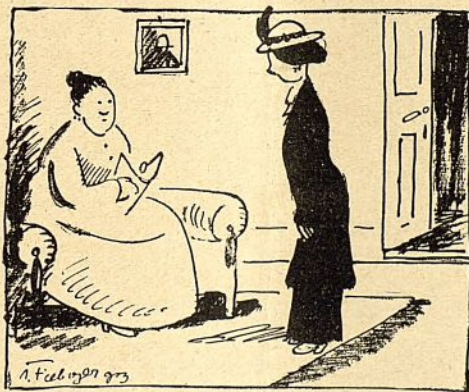
Er schluchzte hoch auf.

„Ich werde Sie nicht verraten, gehn Sie jetzt und kleiden Sie sich um.“ —

„Aber sie sind gezählt, und wenn der Chef es merkt . . . es wird nachgeforscht werden . . .“

Der Angler lächelte. „Ich werde es dem Chef schon sagen.“

Da verbeugte sich der nasse Pikkolo nochmals sehr tief und korrekt: „Vielleicht darf ich dann dem Herrn wenigstens die Rose . . .“



Zartfühlend

A. Fiebiger

„Bei den jungverheirateten Leuten waren Sie nur 2 Wochen im Dienst? —“

„Ja, ich wollte nicht länger stören!“

„Ne'n, danke,“ lächelte der Angler, „behalten Sie sie nur, Sie kleiner Blumenfreund!“

Da wurde der Pikkolo plötzlich glühendrot: „Ich wollte sie ja nicht für mich . . . wirklich nicht, ich . . . ich . . .“ Und er machte Kehrt und lief davon. —

Am nächsten Morgen hatte Mois, der Pikkolo, einen so heftigen Schnupfen, daß die Kellnerin Babett ihm mit Taschentüchern aushelfen mußte. Aber dafür stand am Platz der „goldenen Dame“ in einer schöngegliffenen kleinen Kristallschale, die eigentlich eine Kompottschüssel war, die Wasserrose, die sechste von der Terrasse aus gesehen, die mit den fast roten Blättern.

Wer hatte sie geraubt? Der Chef lächelte, denn sie war ihm gut bezahlt worden. Die „Gruppe“ wütete, denn jeder hielt den andern für den glücklichen Räuber. Die Service-Kellnerin wunderte sich darüber, daß einer von den Gästen, die sich doch sonst nur um das, was auf und in den Schüsseln lag, und nicht um diese selbst bekümmerten, an ihr Service geraten war.

Nur die Empfängerin machte sich keine Gedanken. Sie freute sich über die schöne Blume, machte der Gruppe eine kleine Herrenverbeugung und sagte, indem sie die Rose ein wenig emporhob: „Danke.“ Möchten sie das andere unter sich ausmachen, sie nahm das Resultat gern entgegen, der Geber war ihr gleichgültig. In der „Gruppe“ tat jeder, als ob er es gewesen sei, und dieses gegenseitige Belauern und Belügen lenkte sie ganz vom Angler ab, der, nachdem er noch fünf herrliche Spiegelkarpfen der Küche abgeliefert hatte, still verschwunden war.

Und Mois, der Pikkolo, entfernte in den Pausen, die ihm sein Schnupfen ließ, sorgsam die Krümchen vom Tisch der „Gruppe“, die immer noch dasaß, wenn alle andern längst gegangen waren. Er wischte, blies und setzte diese Krümchen vom Tischtuch mit Inbrunst und Feierlichkeit, als ob er eine heilige Handlung zelebrierte. Er raufte mit der Zeitung auf Stava zu und trug die Zündhölzer für ihre Zigarette herbei, mit einer Leidenschaft, die edlerer Ziele wert gewesen wäre, und alles ging seinen gewohnten Gang. —

Eines Tages stand Stava allein auf der Terrasse und blickte auf den See hinab, wo die Gruppe schwamm und ruderte; alle suchten nach ihr, niemand vermutete sie auf der Terrasse. Nur einer, der nicht im oder auf dem See beschäftigt war, weil er nämlich daneben saß und skizzierte, hatte sie bemerkt und schlich nun unbeachtet zu ihr. Es war ein dunkler, schmaler Bursch, der „Inder“ genannt, obwohl er Indien nie gesehen hatte; ein amüsanter Mensch, aber von niederen Moralbegriffen. Sie belustigten sich über das Suchen der Gruppe. Der Inder wußte jedem eine kleine infame Bemerkung anzuhängen. Dann warf er, wie beiläufig hin:

„Uebrigens, falls Sie immer nicht wissen sollten, von wem die Seerose stammt . . . ich hatte mir die Freiheit genommen . . .“ —

Er verbeugte sich tief, sich selbst ironisierend.

„Alle Achtung!“ rief Stava und fügte aufrichtig hinzu: „Das hätt' ich nie gedacht! Danke schön!“ Sie schüttelte ihm die Hand. —

Keines von ihnen hatte auf Mois, den Pikkolo, geachtet, der ganz in ihrer Nähe stand und mit dem Aufsuchen einer Telefonnummer überaus beschäftigt schien. Bei den Worten des „Inder“ ließ er das Telefonbuch fallen und zitterte so, daß er es kaum wieder aufheben konnte. Er hörte noch wie jener sagte: „Bitte, sprechen Sie nicht davon, erstens ist es eine Bagatelle und garnicht der Rede wert und dann: jeder in unserm Kreis möchte gern für den Geber gehalten werden, nehmen Sie den andern nicht die Illusion . . . Bitte!“ —

Mois, der Pikkolo, wußte nicht, was „Bagatelle“ und „Illusion“ bedeutete, aber er erfuhr nun, daß es eine Unehrllichkeit gab, die schlimmer sein konnte als fieseln und unterschlagen. Er dachte garnicht an sich selbst, an den Angler dachte er, diesen „edlen Menschen“, der ihm Leben und Stellung gerettet hatte! — Er lief hinunter und



Orientierungslinie

Karl Arnold

„Babba, warum bleibste da so lange stehn?“

„Nu äben, Ginder, — hier is nämlich die Wasserscheide zwischen „Franziskaner“ und „Hofbräu“!“

weit in die Wiesen hinein. Dort warf er sich nieder, grade über eine Sauerampferstaude, die abbrach und ihre rostroten Körnchen über ihn hinstreute. Er sah nicht, wo er sich befand, er wußte nicht, was er tat. — Er kannte Hunger, Kälte, Armseligkeit, die Not des erbärmlichsten Alltags; die tieferen Kümernisse des Lebens berührten ihn heute zum erstenmal. Als sich sein Denken wieder zu ordnen begann, als mit den sanfteren Schlägen des Herzens die Ruhe zurückkehrte, fing er an zu überlegen. Sollte er zum Inder gehen, ihn zur Rede stellen? Sollte er sich der „goldenen Dame“ entdecken? Was würde geschehen, wenn er das tat? — Lachen würden sie. Ja, alle beide würden sie ihn auslachen. Es kam nicht darauf an, ob er die Wahrheit sprach und jener eine Lüge, man würde ganz einfach über ihn lachen, den Pikkolo, Alois, der die Krümchen vom Tisch fegte und die Bündhölzer anreichte und der sich jetzt herausnahm . . .

Er fühlte sich mit einemmal erwachsen, höher stehend als bisher, aber es löste nicht die jubelnde Freude in ihm aus, die er von diesem Zustand erwartet hatte, es war gleichzeitig ein Kleinerwerden, ein Sich-geringer-fühlen.

Lange Zeit lag Alois auf der Wiese, über die sich der Glanz hoher Mittagszeit ergoß. Der

Betrieb des Sees war eingeschlafen, es war die Pause zwischen einem erregenden Spiel. Vogelstimmen, erst noch ein wenig unsicher, wagten sich wieder hervor, lockten, vereinten sich und gaben der verträumten Stunde neues Leben.

Alois richtete sich auf, klopfte sorgsam die Sauerampferblüten vom Anzug, blies die letzten Stäubchen ab und glättete mit beiden Händen den wirr gewordenen Scheitel. Nein, er wollte nichts unternehmen, nichts. Er würde die „goldene Dame“ doch nie erreichen.

Er hatte niemals eine Hoffnung auf sie gesetzt, es wäre ihm nie der Gedanke gekommen, daß es Hoffnungen gab. Stava war ihm wie das Leuchten einer fernen Stadt, in die man sich hineinträumt. Man weiß, daß man sie nie erreicht, aber man träumt dennoch davon, ganz einfach, weil sie zu diesem Traum verlockt. Man gab sich einer Lust hin, die man kaum begriff. Wie ein süßes Abenteuer war es, in Ländern, die verschlossen sind oder versunken oder die es garnicht gab.

Alois fühlte eine schwere Müdigkeit. Zum erstenmal erschienen ihm seine Pflichten unwichtig, er kam sich nutzlos vor, überflüssig. „Wäre ich damals im See ertrunken,“ dachte er. Er nickte ernst vor sich hin, als er durch die Wiesen zum Hotel zurückging: man konnte es ja nachholen,

konnte noch einmal dort hineingehen und — ungerettet bleiben.

Das konnte man.

Alois, der Pikkolo, wurde nicht vernüßt, niemand in Speisesaal oder Küche fragte nach ihm.

Er stand unter den Linden und blickte auf den See, der still und eingeschlafen dalag, noch einen Abglanz des landschaftlichen Prunkes auf seiner Fläche, aber er wirkte verblaßt, wie ein alter Gobelin.

Alois stellte sich vor, wie es sein würde, wenn er sacht und geräuschlos dort hinabglitt. Das Wasser war an dieser Stelle tief, und es wuchsen Schlingpflanzen am Grund. Vielleicht hielten die ihn fest, gaben ihn nicht wieder frei. Dann wußte niemand, wo er geblieben war. „Verschollen“ würde es heißen.

Auch dieses Wort barg Lockendes, war mit Abenteuern verbunden.

Ja, „verschollen“ wollte er sein.

Aber jetzt mußte er seine Tat ausführen, jetzt, wo alle beschäftigt waren.

Er zog seine Uhr: Sieben Komma 45 . . .

Die Uhr! — Sollte er die mit hinab nehmen?!

Er hatte sie immer so sorglich vor aller Nässe gehütet. Sie würde sofort stehen bleiben, ganz

unbrauchbar werden. Sollte er sie nicht lieber am Ufer zurücklassen? . . . Aber dann erfuhren die andern, wo er war. Oder der Tennisjunge konnte sie finden und einfach einstecken! Der Tennisjunge, der sich soviel auf sein Wissen einbildete, weil er ein paar mal Bücher aus der Tennishütte gestohlen hatte und durchgelesen. Der so unverschämte war, Bemerkungen über die Gäste zu machen. Der ihm zugetragen hatte, daß man die „goldene Dame“ „Karotte“ nenne! . . . Nein, lieber sollte die Uhr dort hinein.

Ein spätes Leuchten kam von den Bergen. Es fing sich in dem winzigen glattsilbernen Schild des Uhrdeckels, das bestimmt war, einen Namenszug zu tragen. Alois betrachtete es entzückt. Wie schön das aussah! Ueberhaupt eine prachtvolle Uhr! Und wie gut sie ging! Auf die Minute! Nun war es 7 Komma 53 . . .

Ein jäher und furchtbarer Schreck durchfuhr ihn. Hilflos sah er sich um. Alles war still, schön, erhaben, von rotem Schein überloht.

Alois dachte an ein altes Märchenbuch, das er einmal besessen hatte, so sahen die Bilder aus wie dieses hier . . .

Wie die Linden dufteten! Nie hatte er darauf geachtet. Fast zu süß war der Duft. Man mußte weinen.

Wie ein Feuerkegel stand die Bergspitze gegen den grünlichen Himmel. — So wunderbar schön war es noch nie gewesen, bestimmt nicht, er mußte es doch wissen, er sah es doch jeden Tag! — Jetzt fing auch der Rand der Uhr an zu leuchten, trotzdem er nur ganz schmal war.

Es gab doch viel Schönes auf der Welt!

Was mochte es noch alles geben?

Man kannte so wenig, mußte es erst finden. Das Leuchten wurde stärker.

Alois war, als halte er es in seiner Hand, als ginge es von der Uhr aus, würde versinken, wenn die Uhr versank. Dann blieb die Welt im Dunkel zurück.

Im Glanz des Abends stand der kleine schwarze Fleck, der ein Pikkolo war im bürgerlichen Leben, da, wie ein Hüter des Lichts.